

Zwei Großmütter und der Linsenmaier

Zu Anna Katharina Hahns neuem Roman „Aus und davon“

Am 21. Oktober 2019 war sie bei uns zu Gast; sie las noch aus ihrem vorigen Buch „Das Kleid meiner Mutter“, verriet aber schon einiges über das neue Werk. Und das ist jetzt am 18. Mai, verspätet u.a. wegen einer Erkrankung der Autorin und natürlich wegen der Pandemie, herausgekommen: Anna Katharina Hahns „Aus und davon“.

Was hier folgt, ist keine Rezension – deren gibt es schon einige, z.B. hat Stefan Kister in der Stuttgarter Zeitung eine, wie ich finde, sehr gelungene Besprechung des „grandiosen Stuttgart-Romans“ vorgelegt. (Geben Sie bei Google ein: hahn kister, schon ist sie da.) Ich möchte mich mit einigen Aspekten des Werks befassen, die mir besonders interessant erscheinen, in der Hoffnung, dass so ein Anreiz zur eigenen Lektüre des Buchs entsteht.

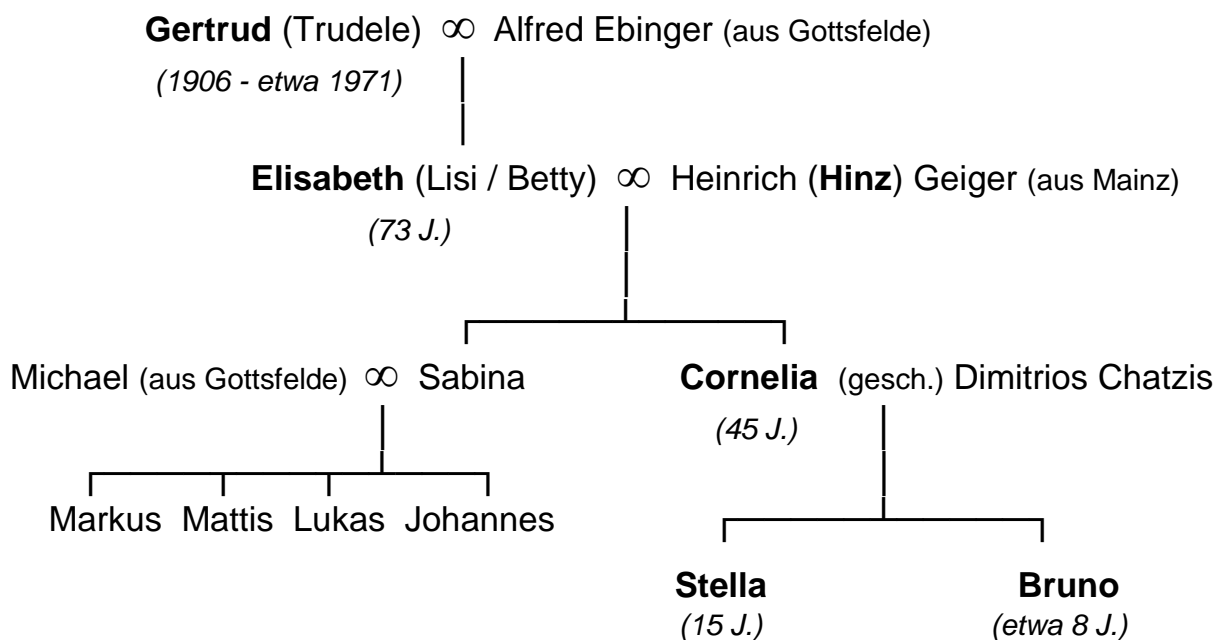


Ein Stuttgart-Roman ist es in der Tat wieder, wie die beiden ersten von Frau Hahn – der überwiegende Teil der Handlung spielt in der Gegend um den Ostendplatz und in Hedelfingen, die Topographie ist problemlos nachvollziehbar; auch die (für die Autorin heimatliche) Alexanderstraße, die in „Kürzere Tage“ als Hauptschauplatz noch Constantinstraße heißen musste, darf ihren Klarnamen behalten. Nur das Zepelingymnasium, das der attraktiv-zickige Teenager Stella besucht, wird, nach einem berühmten Ehemaligen, in „Hermann-Lenz-Gymnasium“ umgetauft – um pikante Reaktionen der Anstalt zu vermeiden? Die Grundschule, in der ihr armer, adipöser Bruder Bruno gequält wird, bleibt wohlweislich ohne Namen.

Das Lokalkolorit ist auch durch die Sprache gegeben, durch die direkte Rede der überwiegend Honoratiorenschwäbisch sprechenden Personen sowie Partien, die aus ihrer Perspektive geschrieben sind: Da gibt es Pfätschekindle, eine Lumpenkrott und Saukerle, da ist jemandem etwas wie Spitzgras, wird nur kleckerlesweise Unterhalt gezahlt, da brennt der Kittel oder sieht einer aus wie aus dem Schächtele. Aber auch meenzerische Töne bringt ein Zugewanderter ins Spiel (NB: die Autorin war 2018 Mainzer Stadtschreiberin!), es gibt viel Amerikanisch und etwas Neusprech, nicht nur aus dem Mund der Minderjährigen. (Wissen Sie, was „spoilern“ ist?)

Zwei Stichwörter zum neuen Buch sind mir von den Ausführungen der Autorin im Chorherrenhaus besonders in Erinnerung: Pietismus und Amerika. In der Tat spielt der schwäbische Pietismus eine wesentliche Rolle. Immer wieder fällt der Name des Ortes Gottsfelde, einer Gründung von „besonders frommen Untertanen“ des württembergischen Königs bei Münchingen, unschwer als Chiffre für Korntal, das „heilige Korntal“, den Sitz der Brüdergemeinde, zu durchschauen. Von dort kommt neben anderen der tüchtige Ingenieur und grundsatztreue Stundenälteste Alfred Ebinger, der sich streng an die Maxime „Ein reines Hemd und reines Herz“ hält. Sein Einfluss prägt zwei zentrale Gestalten des Buches: seine Frau Gertrud und seine Tochter Elisabeth, bringt sie aber nicht zu solcher Konsequenz, wie er sie selber verwirklicht, sondern führt bei ihnen zu einer gewissen Ambivalenz – und das ist bei einer literarischen Gestalt ja viel interessanter. Mit den beiden Figuren hat es eine besondere Bewandnis: Die Autorin setzt ans Ende ihrer Nachbemerkungen zu dem Buch die Widmung: „Dem Andenken an meine Großmütter Gertrud Seitz und Elisabeth Runge.“ Bei der *Gertrud* des Buchs lässt sich die Entsprechung zur „echten“ Oma leicht nachvollziehen: Sie ist die Großmutter von Cornelia, der Frauengestalt des Romans, die etwa das Alter der Autorin hat, und wie deren Großmutter kommt sie aus der Stuttgarter Alexanderstraße und ist die Tochter eines bekannten Architekten. Man kann damit rechnen, dass noch vieles andere mit der tatsächlichen Familiengeschichte übereinstimmt (was wir als Leser nicht im Einzelnen zu wissen brauchen). *Elisabeth* aber ist anders eingebaut: Sie ist die Tochter von Gertrud und Alfred; als Großmutter tritt sie sehr wohl auch in Erscheinung, aber nicht für Cornelia, sondern für deren Kinder Stella und Bruno. Konnten Sie folgen? Vielleicht ist ein kleiner Stammbaum hilfreich:

Zeit: Frühsommer 2017



Gertrud also bemüht sich, nach der (betont schlichten) Hochzeit mit ihrem imponierend glaubensfesten Retter aus dem amerikanischen Exil (dazu später), den Erwar-

tungen des pietistischen Milieus zu entsprechen: in der schlichten äußeren Erscheinung (graues Kleid, dunkle Schürze - und ein Dutt, versteht sich), im Understatement der Hauseinrichtung, in der Demut. Ganz als „eine von denen“ wird sie trotzdem nie gesehen. Sie profiliert sich durch aufopfernde Pflege alter Verwandter und anderer Kranker im eigenen Haus, was auf Kosten der kleinen Tochter geht, die gerne mehr Zeit mit der Mutter verbracht hätte. Aber bei aller Anpassung und Opferbereitschaft geht sie doch nicht völlig in dieser Lebenswelt auf. Das zeigt sich schon, als sie nicht bereit ist, nach Gottsfelde zu ziehen. Als eben noch möglichen Kompromiss gesteht ihr Mann einen Wohnsitz in Fellbach mit seinen frommen Diakonissen zu. Und dann mildert sie manchmal lächelnd die rigorosen Lebensregeln des Vaters für das Töchterchen Lisi ab; und wenn diese nach Papas Willen bei der Krankenpflege hilft, setzt Gertrud dem doch gewisse Grenzen: Das kleine Mädchen muss nicht den „Bettflaschenknecht machen“. In der wenigen freien Zeit sitzt sie mit der Kleinen vor dem Bücherschrank ihres Vaters, den sie mit anderen schönen Dingen von ihm geerbt hat, sie liest, was sie im Elternhaus lieben gelernt hat, singt, rezitiert, liest dem Kind vor und erzählt ihm – am liebsten von ihrer Zeit in Amerika. Sie ist es, die durchsetzt, dass Elisabeth später eine Lehre als Reisekauffrau machen darf. Das bedeutet keineswegs, dass ihr der Glaube etwas Äußerliches, nur Aufgezwungenes ist, er ist wie „eine Regenjacke, an der abtropfte, was das Leben sauer machte“, wie Elisabeth später für sich formuliert, er ermöglicht ihr Hingabe und sanfte Zurückhaltung; unter dieser Jacke blitzt jedoch einiges hervor, was nicht ausgelebt werden kann.

Elisabeth spricht diese Einschätzung ihrer Mutter zwar irgendwie bewundernd und neidvoll aus, aber zugleich „grollend“ – ihr selbst steht ein solcher „Motor“ beim unermüdlichen und widerspruchslosen Dienen, eine solche Schutzvorrichtung gegen alle Unbilden nicht zur Verfügung. Selbstverständlich ist sie ebenfalls und erst recht von dieser Geistigkeit geprägt – schließlich ist sie ja in das Milieu hineingeboren und schon als kleines Kind von ihrem gottähnlichen Vater ständig auf den „schmalen Weg“ des Verzichts gewiesen worden. Noch heute kann sie die Stimmen der beiden Fellbacher Diakonissen, die sie vor allen „irdischen Ablenkungen“ warnen, einfach „nicht abstellen“, fühlt sich von ihnen „in die Mangel genommen“. Aber sie hat sich von dieser Einlinigkeit emanzipiert, sie gibt zum Beispiel zum Ärger ihres Vaters ihren Töchtern die „exquisiten“ römischen Namen Sabina und Cornelia und nicht frommgottesfürchtige im Stil von Gottsfelde. Und sie ärgert sich, als bei einem griechischen Konzert, in das sie über ihren Schwiegersohn Dimitrios geraten ist, das ganze Publikum die Lieder (mit Texten des Nobelpreisträgers Elytis) auswendig mitsingt und sie sich zugestehen muss, dass sie selber nichts parat hat außer: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn!“ Da entfährt ihr sogar der Ausruf: „Was für ein Unsinn!“ Aber wenn sie sich bei der Suche nach dem ausgebliebenen Enkel nicht dagegen wehren kann, ein Psalmgebet zu sprechen, und wenn sich beim Abschied von der nach Amerika fliegenden Tochter der Segensspruch aus ihr „herausdrängt“, den sie so oft von der eigenen Mutter gehört hat, schaltet sie nicht auf Abwehr. (Nun ja, diese Formeln beru-

higen zumindest, rechtfertigt sich ihr säkulares Bewusstsein.) So steht das Verhältnis von verdrossener Abwehr und untergründiger Bewahrung des religiösen Erbes in der Schwebe, und der Leser darf dem Zwiespalt bis zum Ende nachspüren. Bei den Töchtern zerlegt sich die Ambivalenz übrigens in einen einfachen Gegensatz: Sabina heiratet einen Mann aus Gottsfelde, zieht mit ihm dorthin und engagiert sich kirchlich, Cornelia ist aus der Kirche ausgetreten.

Eindeutige Spuren zeitigt die Gottsfelder-Fellbacher Formung, bestärkt wohl durch Landsmannschaftliches, will sagen, die schwäbische Mentalität, in Elisabeths Verhalten. Sie ist schroff und kompromisslos gegenüber allem, was ihr nicht statthaft erscheint, z.B. bei der pubertierenden Enkelin Stella und ihren kessen Freunden. Dass man seine Mahlzeit aufisst und lieber den Magen strapaziert, als Essbares dem Müll zu überantworten, hat noch Tochter Cornelia in den Knochen („Mamis strenge Schule“). Elisabeth kann nicht anders als morgens sehr früh aufstehen, seit man ihr vor Augen gestellt hat, dass Philip Matthäus Hahn schon um drei Uhr früh „mit der Schafferei“ anfing. Herumsitzen ohne zu schaffen ist ihr unmöglich, Luxus wie genussvolles Duschen, Parfüm, Mode, schon einen Coffee to go beim Einkaufen versagen ihr die Fellbacherinnen im Hinterkopf. Ihr Mann Hinz „hat ihr gegen die beiden alten Weiber geholfen“, so hat er ihr einmal grinsend Petits Fours aus der Konditorei Nast gebracht, die sie selbst nie gekauft hätte. Dass bei solch unterschiedlichen Ausrichtungen die Ehe mit dem lebensfrohen Rheinländer, so gut die beiden in ihrem Reisebüro auch zusammenarbeiten, nicht wirklich harmonisch ist, versteht sich. „Er ist der Zucker, und ich bin der Essig. Sein saures Essigweib“ - solche Feststellungen im Rückblick verdunkeln Elisabeths Welt. Natürlich ist auch das Ehebett eine Problemzone. Bezeichnenderweise ist Elisabeth durch eine Freundin aufgeklärt worden, welche Gottsfelder Pietistin ist (und übrigens als solche glücklich): sie hatte gleich nach dem Abitur geheiratet, wusste also das Nötigste, kam dabei aber der Unkundig-Befangenen mit viel Verständnis entgegen. Die hat dann später die Aufklärung ihrer Töchter dem Ehemann überlassen. Dass ihr Hinz noch mit über 70 Jahren und nach einer schweren gesundheitlichen Attacke (die ihn an das nahende Ende seiner vitalen Zeit gemahnt) ausbricht und mit einem Kurschatten neue Erfahrungen sucht, lässt sich also (auch) als Folge der Sozialisation seiner Frau erklären. Diese Affäre ist ein wesentliches Handlungsmoment, eine schwere Anfechtung für Elisabeth und auch für die Tochter Cornelia, die die Vorgänge auf ihrem Amerika-Trip per Smartphone mitverfolgt.

Jetzt also Amerika: Was hat es damit auf sich? Eigentlich wollte die überarbeitete Mittvierzigerin – vielbeschäftigte Physiotherapeutin, die zwei anstrengende Kinder allein erzieht, seit ihr griechischer Ehemann Dimitrios das Leben fern der geliebten Heimat nicht mehr ertragen konnte – nur eine Auszeit nehmen. Die Oma ist ja bereit, sich um den Nachwuchs zu kümmern, und Manhattan erscheint ihr als geeigneter Platz, um Abstand vom Alltag am Ostendplatz zu gewinnen. Aber das Shoppen und Bummeln in der Weltstadt befriedigt sie nicht lange, und sie denkt immer mehr an

einen Teil ihrer Familiengeschichte, der sie, in den Erzählungen der Mutter, seit jeher fasziniert hat: Ihre Großmutter Gertrud ist mit 17 in die USA gefahren (noch vor der Ehe mit dem prägenden Herrn Ebinger also, den sie erst auf dem Schiff kennen lernt und vor der Rückfahrt wiedertrifft); die Familie hat nämlich in der Inflation ihr Vermögen verloren, und Verwandte, die 1911 ausgewandert sind und jetzt dort ein Hotel betreiben, können sie brauchen. Etwas von einem „Gruselhotel“ ist Cornelia in Erinnerung. Und so entschließt sie sich, auf Spurensuche zu gehen und in die kleine Stadt Meadville in Pennsylvanien zu fahren, wohin Urgroßonkel Hermann Kepler seine Aktivität aus New York verlegt hatte, nachdem seine Familie dort beim (historischen) Brand eines Ausflugsschiffs schlimm heimgesucht worden war. Dort trifft sie tatsächlich eine Nachfahrin, Joy, die über 70 Jahre alte Enkelin Hermanns, die als Einzige übrig geblieben ist. Statt des früheren „prächtigen“ Hotels der Familie führt sie jetzt ein wenig ansehnliches Etablissement, und auch sie selbst wirkt nicht allzu reputierlich, aber sie empfängt Cornelia herzlich und weiß noch einiges zu erzählen von „Gert“, die damals als der Arbeit ungewohnte Bürgerstochter nicht den besten Einstieg hatte und aus Kummer fett wurde (wie in der Gegenwart ihr Urenkel Bruno). Aber das ist noch nicht das Schlimmste.

Jetzt muss etwas gesagt werden zu der erzählerischen Anlage, einer raffinierten Konstruktion. Neben die Stuttgart-Kapitel, die, meist aus der Perspektive Elisabeths, die Vorgänge in der Ostendgegend und in Hedelfingen, wo das Haus von Elisabeth und Hinz steht, berichten, und die Amerika-Kapitel, in denen Cornelia in Ich-Form erzählt und reflektiert, tritt plötzlich das Kapitel „Wie der Linsenmaier über den großen Teich fuhr“ – später folgen noch sechs weitere mit ähnlichen Überschriften. Wer ist der Linsenmaier? Eine Puppe (männlich) aus einer Stoffhülle, die ausgefüllt ist mit Linsen. Ihn hat Gertrud-Trudele auf der Überfahrt nach Amerika von einem mitreisenden Mädchen aus dem Stuttgarter Karlsviertel, einem Arbeiterquartier, durch Tausch gegen ihre eigene Edelpuppe erworben. (Der Linsenmaier hat daher einen proletarisch-freidenkerischen Hintergrund, sehr im Gegensatz zu seiner neuen Herrin, deren spätere fromme Attitüde er bespöttelt.) Er begleitet Gertrud bis zum Ende der USA-Zeit und danach ins Fellbacher Eigenheim, sitzt dabei, wenn sie der kleinen Elisabeth von ihren Erlebnissen in Übersee erzählt, und später auch, wenn Elisabeth ihrerseits ihrer kleinen Cornelia die Geschichten weitergibt. Irgendwie ist er dann in deren Wohnung in der Ostendstraße gelangt, wo ihn die Oma bei ihrem Enkel-Einsatz findet, als „Trösterle“ des kleinen Bruno. Sie ist begeistert über die Wiederbegegnung und freut sich auch, dass sie durch all das, woran der Linsenmaier sie erinnert, Erzählstoff für Enkel Bruno hat. Aber sie erzählt nicht nur, sondern fühlt sich auch gedrängt, das, was sie von der Mutter gehört hat und was sie durch eine Art Amerika-Tagebuch Gertruds noch ergänzen kann, aufzuschreiben – in den Nachtstunden, mit Bleistift in ein paar Schulhefte. Und der besondere Effekt ist: Sie erzählt aus der Sicht des Linsenmaiern, der als lebendiges, denkendes, intensiv fühlendes und schon immer tröstendes Individuum präsentiert wird. Eine Geschäftsfrau, nie als kreativ hervorgetreten, schwingt

sich dazu auf? „Sie braucht nur nach der plumpen Puppenhand zu greifen, [...] und schon spürt sie die Sätze wachsen wie einen Teig, wenn man warme Milch in die Mehlkuhle gießt“ – das ist die schriftstellerische Inspiration, die sie plötzlich überkommt und die sie gut hausfraulich zur Anschauung bringt!

Jetzt ist der Leser also in der höchst anregenden Situation, dass er aus zwei verschiedenen Quellen Kunde über Gertruds amerikanische Zeit bekommt: aus der Recherche Cornelias bei der heruntergekommenen Enkelin der Gastgeber und aus den Linsenmaier-Geschichten, den tradierten Erinnerungen von Trudele selber. Diese liefern dem Roman auch ein neues Flair, das des Märchenhaften. Bezeichnenderweise kommt darin eine Porzellanfigur von Mörikes treuherzigem Hutzelmännlein vor. Die zerbirst allerdings in der Kernszene – die Atmosphäre, die sich da mitteilt, ist eher die des Schauermärchens. Ein „Schauplatz vieler Albträume“ wird das Hotel irgendwann genannt.

Die Kernszene: Gertrud bleibt einmal während eines winterlichen Familienausflugs der Keplers im Haus zurück, weil sie die Mutter Wilhelmine betreuen muss, die, seit dem Schiffsbrand schwer versehrt und grausig entstellt, ihr Zimmer nicht mehr verlassen darf. Mit dieser Aufgabe (für die sie wohl überhaupt in die USA geholt worden ist) kommt Gertrud weit besser zurecht als mit den Arbeiten im Hotel, sie näht der Armen u.a. eine Maske (!) aus roter Seide, die ihren Anblick für die Kinder erträglich macht. Hier darf man den Ursprung ihrer späteren Pflege-Leidenschaft (oder -Manie) erkennen. Als die Familie nun wegen eines Schneesturms ausbleibt, als der Strom ausfällt, die tobende Kranke nur mit einer Überdosis zu beruhigen ist und alles Essbare sich als unerreichbar, da eingeschlossen, erweist, gerät Gertrud in Panik. Wenn sie nun in dieser Notsituation den Puppenmann aufschlitzt und sich aus seinen Linsen eine Suppe kocht, wirkt dieser (an sich nicht unplausible) Vorgang als ein Akt kannibalischer Einverleibung eines lieben Wesens, wie man ihn aus düsteren Märchen kennt. (Eines davon wird ausdrücklich erwähnt, und vom „Schlachten“ des Linsenmaiers und dem „Sich-Einverleiben“ seiner „Eingeweide“ ist ausdrücklich die Rede.) Und Gertrud wird auch wirklich (soll man sagen: wunderbarlich?) gestärkt und stabilisiert, sie erlangt zwar keine goldenen Dukaten wie die Besenbindersöhne im Märchen, aber eine „betäubende Gleichgültigkeit“, die es ihr ermöglicht, das Donnerwetter nach der Heimkehr der Keplers und den ganzen Rest ihres Aufenthalts gelassen, fast apathisch zu ertragen. (Die Linsenfüllung wird erst über 20 Jahre später erneuert, als Gertrud die Puppenhülle im Schrank entdeckt – Dornröschen wird zum Vergleich herangezogen – und den „treuen Gesellen“, der ihr „viel geholfen“ habe, dem Töchterchen Lisi als Freund empfiehlt.)

In ihrem vorigen Roman „Das Kleid meiner Mutter“ hat Anna Katharina Hahn in einen realistischen, hochaktuellen Handlungsrahmen surreale Elemente eingebaut. (Die Leichen der Eltern schrumpfen auf Puppengröße; wenn Anita das Kleid der Mutter anzieht, wird sie von jedermann für diese gehalten.) Damit hatte ein Teil der Leser-

schaft gewisse Probleme. Im neuen Buch geschieht nichts, was nicht in unsere Erfahrungswelt passt, aber auch hier zeigt sich neben oder hinter dieser geläufigen Realität eine andere Art von Wirklichkeit, diesmal jedoch erzeugt auf literarische Weise, durch die Art, wie die spätberufene Autorin Elisabeth die Geschichte ihrer Mutter präsentiert. Und das ist für mich von besonderem Reiz.

Damit schließe ich meine Marginalien. Die in ihren Details absolut aktuelle Gegenwartshandlung, mit dem Smartphone als ständig eingesetztem Medium, das auch von der Oma problemlos beherrscht wird (gut, der Enkel findet die Rückruftaste schneller als sie), die Vielfalt der differenzierten Figuren und Beziehungen, die Tauben, die es auf das Buchcover geschafft haben, die amerikanischen Impressionen Cornelias empfehle ich Ihrer eigenen Lektüre. So viel verrate ich noch: Leicht hat es keine(r) der Agierenden. Ob es ein Happy Ending gibt? Diese Frage wäre gar nicht so einfach zu beantworten. Allzu viel Euphorie wird man bei einem Buch mit dem Titel „Aus (und vorbei, auf und) davon“ ja nicht erwarten.

Dr. Gerhard Vogt, Juni 2020



Anna Katharina Hahn © Jürgen Bauer